



Angelika
Censebrunn-Benz

Stiefkinder der Republik

Das Heimsystem der DDR
und die Folgen

HERDER

Angelika Censebrunn-Benz

Stiefkinder der Republik

Angelika Censebrunn-Benz

Stiefkinder der Republik

Das Heimsystem der DDR und die Folgen

Mit einem Vorwort von Wolfgang Thierse

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN

Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2022
Alle Rechte vorbehalten
www.herder.de

Umschlaggestaltung: Verlag Herder
Umschlagmotiv: © Thomas Sandberg, Berlin
Satz: Daniel Förster, Belgern
Karte: © Peter Palm, Berlin

ISBN: 978-3-451-39011-1
ISBN E-Book (EPUB): 978-3-451-82721-1
ISBN E-Book (PDF): 978-3-451-82723-5

Dass viele der Interviewten mir gegenüber äußerten, sich in besonderer Weise von mir verstanden und wohltuend respektiert zu fühlen, machte mich mit der Zeit nachdenklich. Eine für mich gelebte Selbstverständlichkeit fiel ihnen als außergewöhnlich auf: sich ehrlich für andere zu interessieren, Verständnis zu zeigen, statt Rechtfertigung zu fordern, persönliche Schwächen nicht als Vorwurf oder Makel zu deuten.

Warum ist dies so?, fragte ich mich. Als Mutter von drei Söhnen erlebe ich, wie vertrauensvoll und neugierig Kinder von Natur aus sind, wie sehr sie Vorbilder und freundliche Bestätigung brauchen – aber auch wie verletzlich Kinderseelen sind und wie viel Schutz sie benötigen. Genau das habe ich in meiner Kindheit erlebt: Meine Eltern waren immer da. Sie haben mich in liebevoller Weise unterstützt, mich aber auch immer meinen eigenen Weg gehen lassen. Ich weiß bis heute: Dort kann ich hingehen, finde Verständnis und Rat, auch wenn ich einen Fehler gemacht habe. Das hat mich zu der gemacht, die ich heute bin: eine Frau, die interessiert, wie es anderen geht, und die Menschen mit Offenheit und Feingefühl begegnen kann. Wie wunderbar und kostbar das ist, habe ich in berührender Weise während meiner Interviews und beim Schreiben dieses Buches erneut verstanden. In tiefer Dankbarkeit widme ich daher dieses Buch meinen Eltern Ute und Wolfgang Benz.

Inhalt

Vorwort von Wolfgang Thierse	9
Einleitung	13
Rahmenbedingungen staatlicher Fürsorge	21
Die DDR als Wohlfahrtsstaat	22
»Umerziehung« im Spezialheim – Jugendhilfe in der DDR ...	27
Zum Umdenken bewegen – den Willen brechen	40
Theoretische Grundlagen der Erziehung: Das Idol Makarenko ..	45
Gewalt als Erziehungsmethode: Das Heimpersonal	50
Alles für das Kollektiv – Demütigung und Verlust der Privatheit	55
Das Leben nach dem Heim	61
Schicksale und Leidensorte	67
»Von Natur aus bin ich nicht aggressiv« Die unfreiwillige Karriere zum kriminellen Gewalttäter	68
Das Jugendhaus Wriezen: Ein Gefängnis für junge Menschen ..	80
»Das hätte sie gar nicht sehen sollen« Die lebenslange Suche nach der Schwester	82
Der Geschlossene Jugendwerkhof Torgau: Endstation der DDR-Jugendhilfe	89

»Weil wir uns alle geschämt haben dafür« Im Heim wegen versuchter Republikflucht der Eltern	93
Das Spezialkinderheim Ernst Schneller in Eilenburg: Jugendwerkhof, Aufnahmeheim, Durchgangsheim	101
»Dresche wollte ich nicht kriegen, bin lieber stiften gegangen« Erziehungsziel erreicht. Im Heim missbraucht. Lebenslang beschädigt	104
Der Jugendwerkhof Neues Leben in Wolfersdorf	112
»Nie wieder mit dem Vater allein« Vom Versagen des Elternhauses	119
Der Jugendwerkhof August Bebel in Burg bei Magdeburg . . .	129
»Indira Ghandi ist schwanger« Die Entwicklung eines Hochbegabten zum Störenfried	132
Das Durchgangsheim Bad Freienwalde	143
»Die Dämonen wird man nicht los« Die Überwindung der Vergangenheit im beruflichen Erfolg	146
Das Kinderheim Makarenko in Königsheide, Berlin-Treptow . .	151
»Habe oft Suizidgedanken, aber ich will leben« Über die Aufarbeitung der Traumata	154
Jugendwerkhof Ernst Thälmann in Lutherstadt Wittenberg . .	165
»Das ganze Leben bestand aus Strafe« Stasitauglich nach der Umerziehung?	168
Der Jugendwerkhof Lilo Hermann in Rödern	179
»Du bist gebrochen worden, egal wie« Wenn Heim und Elternhaus kein Zuhause bieten	182
Das Normalkinderheim Anna Schumann in Großdeuben	187

»Ich führe ein gutes Leben. Mit vielen Schatten« Als Trennungskind im Heim	189
Der Jugendwerkhof Clara Zetkin in Crimmitschau	194
»Wenn ich mich aufhänge, haben sie weniger Mühe mit mir« Mit Medikamenten ruhiggestellt	197

Schwierigkeiten des Überlebens und der Umgang mit zerstörter Kindheit und Jugend	205
Ein Fazit	206

Anhang	221
Karte der genannten Jugendhilfeeinrichtungen der DDR . . .	223
Bildnachweise	225
Anmerkungen	227

Vorwort von Wolfgang Thierse

Was war die DDR? Es scheint so, als wüssten wir alles über sie. Sie wirkt wie ein abgeschlossenes Kapitel der Geschichte. Manche Zeit-historiker meinen, die DDR sei längst ausgeforscht, ja überforscht.

Und tatsächlich: In den vergangenen 30 Jahren ist unendlich viel über die DDR publiziert worden – zahllose wissenschaftliche Studien und Dokumentationen, Kino- und Fernsehfilme, literarische Werke, Erinnerungen und Zeitzeugenberichte. Es gibt Gedenkstätten an authentischen Orten der Stasi-Täterschaft, es gibt mehr oder minder gelungene DDR-Museen, es gibt Erinnerungsorte für das Grenzregime und die deutsche Spaltung. Und es gibt – leider nur wenige – Orte der Erinnerung und Würdigung der friedlichen Revolution von 1989 und der deutschen Vereinigung. Im subjektiven Rückblick, in den eigenen Erinnerungen der Ostdeutschen, in den Nachwirkungen auf ihr Leben bis heute allerdings ist die DDR noch längst kein erledigtes Kapitel. Ja, sie verändert sich noch immer, der Blick auf sie mag die DDR verfinstern oder sie verklären, je nachdem, wie groß und wodurch verursacht Wut und Nostalgie sind.

Die DDR war gewiss Verschiedenes: SED- und Stasi-Staat, ökonomisch gescheitertes Planwirtschaftssystem, vormundschaftlicher Staat und weltanschauliche Erziehungsdiktatur. Sie war sozialer Fürsorgestaat und Ort widersprüchlicher und deshalb lebendiger Kultur. Vor allem aber war sie auch eine Solidargemeinschaft ihrer Bürger gegen die obrigkeitlichen Zudringlichkeiten und Zwänge, gegen die Einschränkungen und Beschränkungen, gegen die Mangelwirtschaft. An diese Solidargemeinschaft können und sollten wir Ossis uns gerne erinnern.

Selbst in der engen DDR waren die Biografien vielfältig und nicht nur Täter- oder Opfergeschichten, nicht nur Schurken- oder Heldengeschichten. In ihr gab es den Witz, die Intelligenz und auch

die Würde des gelebten menschlichen Lebens der Vielen, gab es – wie anderswo auch – Mut und Feigheit, Tapferkeit und Opportunismus, Widerstand und Unterwerfung. All dies soll erzählt werden und das ist vielfach auch schon geschehen, aber gewiss noch nicht genug. Zwar sind schon viele Seiten der DDR-Geschichte beleuchtet worden, in Zorn und Trauer, mit Spott und Heiterkeit. Aber die Anfälle verklärender Nostalgie, des unkritischen Rückblicks gibt es doch auch. So verständlich die Verteidigung der eigenen Biografie gegen flotte abwertende Urteile sein mag, so sehr bleibt der kritisch-selbstkritische Blick auf die 40 Jahre DDR notwendig. Sie bietet Stoff genug dafür.

Zu den bisher eher beschwiegenen, dunklen Kapiteln gehört das System der Heimerziehung in der DDR, gehören deren Opfer: die Stiefkinder der DDR. Eine halbe Million Kinder und Jugendliche waren es, die dieses System in den vier Jahrzehnten von 1949 bis 1990 durchliefen, durchlitten. Ein System, das eine eigene »Hierarchie« darstellte: vom Normalheim über das Durchgangsheim, das Spezial-Kinderheim bis zum Jugendwerkhof (für die sogenannten Schwererziehbaren), dessen schrecklicher Inbegriff der Geschlossene Jugendwerkhof Torgau war. Wer dieses System nicht selbst erlebt hat, der kann nicht ermessen, welche Leidenserfahrungen die Wirklichkeit drinnen ausmachten. Wir DDR-Bürger draußen wussten nichts Genaues darüber. Aber dass es dieses System gab, daran erinnere ich mich als Drohung in der Schule: »Wenn du dich weiter so benimmst, dann kommst du ins Heim« – so die Warnung gegenüber besonders ungefügigen Schulkameraden.

Auch 30 Jahre nach dem Ende der DDR ist das Thema Heimerziehung viel zu wenig beachtet. Die Geschichten von Einsamkeit und Angst, von Erniedrigung und Entwürdigung, von psychischer Gewalt und physischer Brutalität sind ungehört, die Nachwirkungen, die lebenslangen Schäden sind zu wenig wahrgenommen und gelindert. Ein wahrlich unabgeschlossenes Kapitel. Es relativiert das Geschehene nicht und es tröstet auch die Opfer nicht, wenn

man daran erinnert, dass vergleichbare Methoden einer »schwarzen Pädagogik« nicht nur in Heimen der DDR, sondern auch in denen der Bundesrepublik und anderswo angewandt wurden, und dass diese Methoden eine lange Vorgeschichte nicht zuletzt in der Naziideologie hatten.

In den Jahren 2009 bis 2011 behandelte ein Runder Tisch »Heimerziehung« die Situation der Heimkinder in der Bundesrepublik, schloss aber ausdrücklich die Situation der DDR-Heimkinder »aufgrund des unterschiedlichen Gesellschaftssystems, der Aufgabenstellung und Pädagogik der Heime« aus. Durch den Abschlussbericht ermuntert nahmen einige ehemalige DDR-Heimkinder den Kampf um Anerkennung auf und machten das Thema erstmals richtig öffentlich. 2011 entstanden drei vom Bundesministerium des Innern beauftragte Expertisen, die sich mit den Erziehungsvorstellungen, der rechtlichen Stellung der Heimerziehung und den Grenzen und Möglichkeiten therapeutischer Hilfsangebote für die Betroffenen befasste. In deren Abschlussbericht von 2012 ist festgehalten, dass Zwang und Gewalt zum Alltag der Heimerziehung der DDR gehörten und besonders die Zustände in den Spezialheimen menschenrechtsverletzend waren. Als politische Folge wurde der Fonds »Heimerziehung in der DDR in den Jahren 1949–1990« eingerichtet, aus dem Betroffene eine Entschädigungszahlung erhalten konnten.

Aber die Arbeit ist nicht erledigt. Aufklärung bleibt weiter notwendig über das, was geschehen ist, und über das, was zu tun ist. Es geht um eine Aufgabe, die man nicht dadurch beiseiteschieben kann, dass der für dieses System verantwortliche Staat entschwinden ist. Denn Misshandlungen und sexuelle Übergriffe sind leider ein typischerweise auftretendes Phänomen geschlossener Einrichtungen, unabhängig von ihrer staatlichen, privaten oder konfessionellen Trägerschaft. Auch wenn viele Menschen davor die Augen verschließen, sexualisierte Gewalt, sexueller Missbrauch war und ist alltägliche Realität – nicht nur in den Kirchen, sondern vor allem

massenhaft in Familien und auch in Vereinen und eben Heimen. Das Dunkelfeld ist riesig, die Aufmerksamkeit dafür, die Empörung darüber aber ist höchst ungleich verteilt. Das darf nicht so bleiben!

Was in diesem Dunkelfeld passiert, welche schlimmen Leidenserfahrungen durchgemacht werden, welche bösen Herrschaftsmechanismen am Werke sind, welche traumatisierenden Langzeitwirkungen folgen – das erzählen die Schicksale der Stiefkinder der DDR. Ihr Leben in den Heimen, besonders in Spezialheimen, ist nicht zu beschönigen: Das war Freiheitsberaubung, Fremdbestimmung, Menschenverachtung, entwürdigende Bestrafung, Verweigerung von Bildung und Ausbildung, erzwungene Arbeit. Wer sich auf die erzählten Schicksale einlässt, der spürt, welche gesellschaftliche Verantwortung das vereinigte Deutschland hat. Denn das Leid, das den damals Minderjährigen widerfahren ist, hat Folgen bis heute. Viele sind psychisch und physisch labil und geschädigt. Zukünftig werden viele der Betroffenen pflegebedürftig sein, womit noch ein Problem auf unsere Gesellschaft zukommt. Politik und Gesundheitssystem sollten sich diesem Thema rechtzeitig widmen.

Es war an der Zeit, den Betroffenen eine Stimme zu geben. Die Opfer von damals erinnern sich in diesem Buch auch für uns heute. Wir sollten ihnen zuhören, ihnen Anerkennung und hilfreiche Unterstützung gewähren. Um der Gerechtigkeit willen.

Im Juni 2021

Wolfgang Thierse

Einleitung

Als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Büro von Wolfgang Thierse erreicht mich der Anruf einer aufgebrachtten Bürgerin. Wütend keift sie ins Telefon, beschimpft die Politiker, die Wessis, die keine Ahnung haben, die Ossis, die alles vertuschen, die Mitmenschen, die sie verurteilen, und alle, die sich an den Heimkindern bereichern. Sie hat soeben von einer Studie gehört, die sich mit Heimkindern in der DDR beschäftigt und ist erbost. Das Geld, so schreit sie mir ins Ohr, solle doch den Heimkindern gegeben werden, für die interessiere sich nämlich niemand. Da ich bereits ein Jahr zuvor auf das Thema aufmerksam wurde und in der Gedenkstätte Geschlossener Jugendwerkhof Torgau auf einem Heimkindertreffen einige Betroffene kennengelernt habe, ist mir das Thema Heimkinder in der DDR nicht unbekannt. Der Anruf trifft mich dennoch überraschend, und die Aggressivität, mit der Heike G. mich angeht, erwischt mich kalt. Nach über einer Stunde verabschiedet sich Heike G. freundlich von mir – ich konnte sie davon überzeugen, dass weder ich noch Wolfgang Thierse oder die Auftraggeber der Studie ihre Feinde sind oder sich an ihrem Leid bereichern. Binnen eines Jahres ruft sie noch zwei weitere Male an, immer in der gleichen erbosten Gemütsverfassung, doch auch zunehmend freundlich mir gegenüber, das letzte Telefonat beendete sie mit dem Satz: »Vielleicht rufe ich Sie ja auch mal an, wenn etwas Positives passiert.«

Für mich sind diese Telefonate gleichermaßen spannend wie anrührend, zeigen sie doch, dass die Betroffenen voll des Misstrauens gegenüber anderen sind und oft sehr aggressiv ihr Anliegen vertreten. Aber auch, wie schnell die wütende Fassade fällt und was für freundliche Menschen dahinterstecken, die nur eines brauchen: Respekt und das Gefühl, wirklich ernst genommen zu werden. Etwas, das wir in unserer Kindheit erfahren, das diesen Menschen aber systematisch verwehrt wurde.

Anderthalb Jahre später, während meiner Arbeit für die Thüringer Bundestagsabgeordnete und Ostbeauftragte der Bundesregierung Iris Gleicke, erhalte ich mehrfach Anrufe der gleichen Art. Heute arbeite ich in einem Projekt zur Aufarbeitung der Heimerziehung in den Spezialheimen der DDR und führe lebensgeschichtliche Interviews mit ehemaligen Heimkindern. Es sind ganz unterschiedliche Menschen und Schicksale. Doch eines ist allen gemein: Sie tragen die Narben ihrer Kindheit und sind bis heute geprägt durch ihre Erfahrungen, viele sind in therapeutischer Behandlung, fast alle tun sich schwer mit zwischenmenschlichen Beziehungen, haben Schlafstörungen, sind seelisch und körperlich gezeichnet. Ich treffe Menschen, die voller Misstrauen sind, ängstliche Menschen, die sich nach Respekt und Vertrauen sehnen, aggressive Menschen, die mit der ganzen Welt hadern. Vor allem aber kämpfen sie alle für ein normales Leben. Ich höre Geschichten von Grausamkeiten und Unterdrückung, aber auch von Widerstand und Selbstbehauptung. Einige berichten von ihrem langen, schweren Weg zu einem selbstbestimmten Leben, davon, wie sie erst zu lieben und zu vertrauen lernen mussten.

Es sind Geschichten der Einsamkeit, wie die von Tim*, der als Zehnjähriger im Kinderheim von seiner Erzieherin so schwer sexuell misshandelt wurde, dass irreparable Schäden zurückblieben. Als ich ihn treffe, ist er zunächst zurückhaltend, nach zwei Stunden Interview aber erzählt er mir, wie schlimm es für ihn ist, dass er keine Liebesbeziehung haben kann, obwohl seine Sehnsucht danach so groß ist. Und es sind Geschichten voller Angst, wie die von Jens*, der seiner Frau bis heute nicht alles über die sexuellen und seelischen Misshandlungen durch andere Heimkinder und seine Erzieher erzählt hat – aus Sorge, sie könnte ihn dann anders sehen oder gar verlassen. Es sind auch Geschichten, die zeigen, wie

* Die Namen sind geändert.

schwer die Spätfolgen der Heimerziehung wiegen. Lena* erzählt mir unter Tränen, dass sie es besser machen wollte mit ihren Kindern, aber einfach nicht konnte. Es quält sie, dass sie nicht immer die liebevolle Mutter war, die sie so gerne gewesen wäre – und die sie sich für sich selbst gewünscht hätte. Oft merken die Betroffenen gar nicht, wie sehr ihre Vergangenheit sie beeinflusst. So erzählt mir Regina*, sie sei sehr erschrocken, als ihre Söhne – beide beim Militär – auf ihre Frage, wie sie mit dem militärischen Drill und der Kommandosprache klarkämen, sagten: »Ach, das kennen wir doch von dir, Mutti«. Markus* kann weder den Fahrstuhl benutzen noch länger als ein paar Stationen in einem Bus mitfahren. Schweißausbrüche und Panikattacken überfallen ihn sonst. Seine Wohnungstür muss abgeschlossen sein, im Flur Licht brennen und er mit dem Rücken zur Wand im Bett liegen, sonst ist an Schlaf nicht zu denken. Eine Folge der nächtlichen Prügel im Kinderheim und während seiner Zeit im Arrest des Jugendwerkhofes.

Die Interviews wühlen bei den Betroffenen alte Erinnerungen auf, manche melden sich Tage oder Wochen später und berichten mir noch Dinge, die ihnen eingefallen sind, erzählen aber auch, wie sehr die Erinnerung sie wieder eingeholt hat, wie schwer die Nächte waren oder dass sie krank geworden sind. Viele Interviews werden mehrfach verschoben, besonders dann, wenn Feiertage wie Weihnachten oder Ostern anstehen. Claudia* und Markus* erzählen mir, dass sie nach den jährlichen Heimkindertreffen in Torgau meist eine oder zwei Wochen krank seien und alle Kraft aus ihnen weiche. Volkmar steht nach einem Interview in Leipzig sehr langsam auf, seufzt und sagt: »Ja, Sie gehen jetzt nach Hause, ich schleppe das jetzt wieder eine Weile mit mir herum.«

All diese Menschen zu treffen hat mich tief beeindruckt. Ihnen eine Stimme zu geben und auf ihr Leid aufmerksam zu machen, ist mir ein großes Anliegen.

Dass Kindern und Jugendlichen Gewalt und Demütigung widerfahren sind, ist dabei kein alleiniges Problem der DDR. Auch

viele Kinder in westdeutschen Heimen, von denen bis Mitte der 1970er Jahre über sechzig Prozent von der katholischen Caritas und der evangelischen Diakonie geführt wurden, haben Schlimmes erlebt. Prügelstrafen, entwürdigende Behandlung, eine auf das Funktionieren der Kinder und Jugendlichen ausgerichtete Erziehung und die Verweigerung von Nähe, Verständnis und Schutz sind in unzähligen Fällen dokumentiert.

In den diakoniegeführten Heimen herrschte extreme Gewalt unter den Zöglingen, die durch tribale Strukturen und die Hausordnung, die einer »Entsolidarisierung Vorschub leisteten«¹, bewusst gefördert wurde. Ein hierarchisch angelegtes System mit Rechten und Privilegien für einige der Zöglinge sorgte neben Kollektivstrafen bei Vergehen Einzelner, die wiederum eine Bestrafung des Verursachers durch die Gruppe nach sich zogen, für ein raues Klima. Auch seitens der Erzieher waren Gewalt und Demütigungen gängige Mittel.

Durch die Arbeit der beiden Runden Tische »Heimerziehung« und »Sexueller Missbrauch« wurde 2009/10 das Ausmaß des Leids in katholischen Heimen deutlich. Besonders in den 1950er und 1960er Jahren bestimmten neben Unterwerfung, Misshandlung und Demütigung der Kinder auch sexuelle Übergriffe den Heimalltag von Minderjährigen. Die von der Deutschen Bischofskonferenz eingerichtete Telefonhotline für Betroffene zeigt, dass rund siebenzig Prozent der Fünf- bis Siebzehnjährigen schwere Gewalterfahrungen in ihrer Heimzeit machen mussten, fünfundzwanzig Prozent berichten von sexuellen Übergriffen.²

Es ist seit langem bekannt, dass geschlossene Einrichtungen anfällig sind für Machtmissbrauch seitens der Erzieher und ebenso für sexuelle Übergriffe sowohl durch das Personal als auch durch Mitsassen. In Einrichtungen entsteht auch immer eine eigene Dynamik, die Gewalt- und Machtmissbrauch fördert. Ein Blick auf die Haasenburg-Heime macht dies in erschreckender Weise deutlich und zeigt auch, wie wenig überwunden solche Maßnahmen sind.

Die Haasenburg GmbH, gegründet von Christian Dietz, einem ehemaligen Mitarbeiter in der Kinder- und Jugendpsychiatrie des Asklepios Fachklinikums Lübben, betrieb von 2002 bis Dezember 2013 drei Heime und zwei Außenstellen für die geschlossene Unterbringung von Kindern im Alter von zwölf bis sechzehn Jahren. Die Kinder stammten zumeist aus zerrütteten Familien, waren Gewalt, Missbrauch und Vernachlässigung gewohnt und beim Jugendamt als »schwere Fälle« bekannt.

In den Haasenburg-Heimen in Jessern am Schwielochsee in Ostbrandenburg herrschte ein Drill, der erschreckende Parallelen zum Geschlossenen Jugendwerkhof Torgau aufwies. Auch hier war das »Brechen und Aufbauen« Ziel. Bei der Ankunft mussten die Jugendlichen durch ein Spalier aus Erziehern laufen, sich vollständig entkleiden, es erfolgten Leibesvisitationen und die Einkleidung in heimeigene Jogginganzüge und Holzclogs. Die ersten Wochen verbrachten die Jugendlichen in ihren Zimmern, die außer einer Matratze und einem Tisch leer waren. Sie mussten dort die Hausregeln abschreiben, die unter anderem besagten: »6. Ich halte Distanz und habe keinen Körperkontakt! 7. Wenn die Jugendlichen in der Reihe stehen, ist der Mund geschlossen und der Blick nach vorne gerichtet. Es wird ca. eine Armlänge Abstand zum Vordermann gelassen! 8. Die Jugendlichen laufen erst los, wenn die Erzieher es sagen und nur so weit, wie es gesagt wird! 9. Die Jugendlichen laufen immer rechts neben dem Erzieher! 10. Während der Dienstzeit ist der Mund geschlossen.«³

Bei »Fehlverhalten«, dazu zählten lautes Lachen oder Widerworte, erfolgte unter anderem Fixierung durch drei bis vier Erzieher. Auch Fixierliegen mit Kopf- und Oberschenkelgurten kamen zum Einsatz. Wenn die Jugendlichen bis zur Bewegungsunfähigkeit fixiert waren, sprach ein Erzieher auf sie ein, sie sollten sich beruhigen.

Eine Handreichung legte als Maßnahmen unter anderem fest: »Totale Unterordnung (3 bis 10 Tage)«, »keinerlei Diskussion über Maßnahmen«, »räumliche Distanz gegenüber Erziehern bei

Betreten des Zimmers (d. h. sofort aufstehen und am Tisch stehenbleiben)«; »Tägliche Leibesvisitationen«; »Toilettengang ist nur in Begleitung von 2 Personen« erlaubt; »Bei Fehlverhalten sofortiges Eingreifen mit barschem Ton und Anwendung rigider Maßnahmen (Anti-Aggressionsmaßnahmen = erst Einschluss, dann AA-Raum, evtl. Fixierung)«. ⁴ Dem Großteil der Jugendlichen wurden Psychopharmaka und Neuroleptika verabreicht. Darunter eine Vielzahl von Präparaten, von denen bekannt ist, dass sie heftige Nebenwirkungen haben und die Entwicklung bei Kindern und Jugendlichen gefährden und irreversibel beeinträchtigen.

Die Gewalt der Erzieher ist in internen Protokollen dokumentiert. So heißt es in einem Protokoll von Oktober 2009, als ein Junge fünf Stunden im Antiaggressions-Raum festgehalten wird: »Weint, klagt über Schmerzen, bittet darum, losgelassen zu werden, dem Wunsch kann nicht nachgegangen werden, ist immer noch angespannt. Versucht sich im Raum zu bewegen, Handklemme wird wieder etwas angezogen«. ⁵

Dieses Beispiel sei genannt, um auf die Aktualität und Brisanz des Themas hinzuweisen. Noch heute gibt es Kinder und Jugendliche, die in geschlossenen Einrichtungen untergebracht sind. Hier genau hinzuschauen und ihren Schutz ernst zu nehmen, ist eine gesellschaftliche Aufgabe. Zu verstehen, was passiert, wenn dieser Schutz fehlt, ist der erste Schritt.

Es gibt – und darauf sei hier der Vollständigkeit halber hingewiesen – auch zahlreiche Heimkinder, die positive Erinnerungen mit ihrem Aufenthalt in einer Einrichtung der Jugendhilfe verbinden. Das Kinderheim Dallmin, in einem 1808 erbauten Schloss untergebracht und ab 1953 unter dem Namen Ernst Thälmann betrieben, ist hierfür ein Beispiel. Karl-Heinz Brüdigam aus Lindenberg bei Wittenberge, als Neunjähriger im Dallminer Heim untergebracht, erinnert sich: »Die Kinder gingen mit den anderen Dorfkindern gemeinsam in die Dallminer Schule, zum Fußball oder zum Kartoffelsammeln, agierten gemeinsam in Volkstanz- oder

Musikgruppen. Natürlich gab es auch mal Ungerechtigkeiten wie überall, doch Erzieher, Angestellte und ein Großteil der Lehrer haben es verstanden, uns gut auf das Leben vorzubereiten.« Nach seiner Ausbildung arbeitete er selbst zunächst als Erzieher, später als Heimleiter in Dallmin. Noch heute finden Ehemaligentreffen statt, wird sich gemeinsam an die positive Vergangenheit erinnert. Heike Mebs, eine andere Betroffene, sagt: »Wenn wir uns über das Heim unterhalten, haben wir viele gute Erinnerungen, es war schön.«⁶ Dass neben Karl-Heinz Brüdigam auch Simone Leu, eine ehemalige Erzieherin, an den Treffen teilnimmt, zeigt, wie positiv das Verhältnis zwischen Zöglingen und Erziehern tatsächlich war.

RAHMENBEDINGUNGEN STAATLICHER FÜRSORGE

Die DDR als Wohlfahrtsstaat

Die Helden der Arbeit im Osten, der Klassenfeind im Westen, lautete das Dogma der SED-Propaganda. Die DDR verstand sich als Staat der Bauern und Arbeiter, die Arbeit nahm einen enorm hohen Stellenwert ein. Alle Bürgerinnen und Bürger hatten ein Recht auf Arbeit – gleichwohl aber auch die Pflicht dazu. Sie diente jedoch nicht nur der Erfüllung des Volkswirtschaftsplans, sie sollte auch Solidarität, Gemeinschaftssinn und Zusammenhalt stärken. Das Credo der sozialistischen Gesellschaft verhiess, in der Gruppe sei der Mensch am ehesten in der Lage, seine Fähigkeiten zu entfalten. Vor solchem idealistischen Hintergrund bestimmte die Erfüllung von Normen in einer bestimmten Zeit den Arbeitsalltag. Um die Vollzeitbeschäftigung aller zu gewährleisten, hatten alle Familien Anspruch auf eine Ganztagsbetreuung in der Kinderkrippe für Kinder ab einem Jahr, sodass auch Frauen von häuslichen Pflichten ungehindert am Arbeitsprozess teilnehmen konnten. Die Arbeit stellte den Lebensmittelpunkt dar, die Mitglieder der Arbeitsbrigade bildeten oft den engsten Freundeskreis. Der Jahresurlaub wurde über die Betriebe und Gewerkschaften organisiert, Plätze in firmeneigenen Erholungsheimen, zum Beispiel an der Ostsee, bereitgestellt. Urlaub im Kollektiv – auch das förderte die Bindung zu den Kollegen und stärkte das Wirgefüh.

Die DDR war ein Wohlfahrtsstaat, der sich um seine (auch wegen der minutiös geregelten Fürsorge wenig mündigen) Bürger kümmerte. Das begann in der Kinderkrippe, die zwar einerseits einen stabilen Rahmen für Familien bildete, andererseits aber auch eine Kontrollmöglichkeit bis in die Familie hinein bot. Sie sorgte dafür, dass Kinder bereits im Kleinkindalter lernten, sich in hierarchisch strukturierten Klein- und Großgruppen zu bewegen und das Prinzip der Nachordnung individueller Bedürfnisse unter das Gemeinwohl sowie die Eingliederung in das Kinderkollektiv lernten.

Durch die langen Betreuungszeiten von bis zu zehn Stunden täglich verloren die Eltern einen Großteil der Erziehungsverantwortung. Die ideologische Erziehung setzte sich für die Sechs- bis Vierzehnjährigen unmittelbar anschließend in der Pionierorganisation Ernst Thälmann in der FDJ fort. Die Mitgliedschaft in der Freien Deutschen Jugend, der einzigen staatlich geförderten Jugendorganisation, war zwar freiwillig, jedoch hatte, wer nicht beitrat, mit Nachteilen zu rechnen. Als Nachwuchsorganisation der SED glichen Struktur und Ausrichtung der der Partei. Kinder und Jugendliche waren dadurch straff erfasst und wurden bis ins Erwachsenenalter hinein geführt.

Die Formierung der Gesellschaft erfolgte in sechs Massenorganisationen, von denen fünf mandatstragend, das heißt, in der Volkskammer parlamentarisch vertreten waren. Werktätige waren im Freien Deutschen Gewerkschaftsbund (FDGB) oder in der Vereinigung der gegenseitigen Bauernhilfe organisiert, Frauen im Demokratischen Frauenbund Deutschlands, Kinder und Jugendliche in der FDJ, Künstler und Intellektuelle im Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands erfasst. Der Wohlfahrtsverband Volkssolidarität widmete sich insbesondere der Fürsorge für ältere Menschen. Auch Arbeits- und Nachbarschaftskollektive, die Hilfestellung boten und zugleich Kontrolle ausübten, sicherten – ergänzt durch Erwachsenenbildung – den Einfluss der SED auf die Bürgerinnen und Bürger der DDR. Sogar im Freizeitbereich erfolgten Kontrolle und Steuerung durch staatlich finanzierte Theater, Kinos, Bibliotheken und vieles mehr. Systemkritische Inhalte waren nicht möglich; eine offizielle Zensur gab es nicht, doch was den Grundsätzen der SED-Führung widersprach, wurde kurzum abgesetzt und gestrichen. Oberste Prämisse war, das eigene Wohl unter das der Gemeinschaft zu stellen und in erster Linie nicht individueller Mensch, sondern funktionierender Teil eines Ganzen zu sein, und dadurch zu eigener Zufriedenheit zu finden. Der allumfassende Erziehungsanspruch der SED gipfelte im omnipräsenten